Bemerkungen über das Versehen und die Telegonie.

Von

Dr. Otto vom Rath.

In zwei früheren Aufsätzen habe ich einige von mir selbst beobachtete und sorgfältig untersuchte Fälle von scheinbarer Vererbung von Verletzungen (Diese Berichte Bd. VI Heft 3) und von scheinbarer Telegonie¹ (Fernzeugung) kritisch besprochen, um zu zeigen,

¹ Unter Telegonie versteht man bekanntlich die Hypothese, nach welcher durch die erste Befruchtung und Schwangerschaft eine derartige Beeinflussung (Inficirung, Imprägnirung) der Mutter stattfindet, dass spätere, von einem anderen Vater erzeugte Nachkommen, in mehr oder weniger auffällender Weise, Eigenschaften des ertsen Gatten verrathen. Ausser vom Pferd, Rind, Schwein, Schaf, Hund und von Vögeln sind Fälle von Telegonie bekanntlich auch vom Menschen erzählt worden. So sollen beispielsweise weisse Frauen, die einmal von einem Neger geschwängert waren, in verschiedenen Fällen mit einem späteren weissen Gatten, nie wieder ganz weisse Kinder gehabt haben, vielmehr wären in mehr oder weniger deutlicher Weise charakteristische Eigenthümlichkeiten des schwarzen Mannes erkennbar gewesen.

Im grossen Publikum gilt die Telegonie als eine bewiesene Thatsache; ferner ist eine Auffassung allgemein verbreitet, welche der Telegonie sehr nahe verwandt ist. Man hütet sich soviel wie möglich ein Thier edler Rasse (gleichgiltig ob Pferd, Rind, Hund etc.) von einem minderwerthigen Gatten belegen zu lassen, da man, „angeblich“ auf üble Erfahrungen gestützt, die Ueberzeugung gewonnen hat, dass ein solches Weibchen nachher auch mit einem ebenbürtigen Gatten niemals mehr ganz edle Nachkommen erzeugen kann. Dass aber umgekehrt ein Weibchen einer minderwerthigen Rasse, welches zuerst von einem edelblütigen Männchen geschwängert wurde, späterhin von einem Gefährten einer weniger guten Rasse Nachkommen gehabt hätte, welche wie der erste Gatte edelblütig gewesen wären, oder doch Spuren des edlen Blutes verrathen hätten, ist meines Wissens nie behauptet worden.

Im Uebrigen verweise ich auf meinen Aufsatz „Ein Fall von scheinbar bewiesener Telegonie“ (Biol. Centralbl. 1895, Bd. XV No. 8).

dass man in der Beurtheilung auch solcher Fälle, welche auf den ersten Blick völlig beweisend zu sein scheinen, nicht vorsichtig genug sein kann. Bei einer genauen Untersuchung des wirklichen Thatbestandes stellt sich nämlich mit Regelmässigkeit heraus, dass eine ganz andere, aber viel natürlichere Deutung des betreffenden Falles gegeben werden darf. Selbstverständlich können alle die Beispiele, in welchen eine Feststellung des wirklichen Sachverhalts aus verschiedenen Gründen unmöglich ist, z. B. durch frühzeitiges Ableben von Familienangehörigen, die bei der Untersuchung in erster Linie in Betracht gekommen wären, auch nicht die geringste Beweiskraft beanspruchen.

Der Zweck des vorliegenden Aufsatzes, der sich eng an die beiden oben erwähnten Schriften anschliesst, ist der, an der Hand einiger von mir persönlich untersuchten Fälle von scheinbar bewiesenem Versehen bei Menschen und Thieren zu zeigen, dass auch hier eine sorgfältige Untersuchung ganz andere Deutungen nahelegt.

Zum Schluss des Aufsatzes will ich dann meinen früheren Auseinandersetzungen über die Hypothese der Telegonie noch einige Ergänzungen hinzufügen.

I. Ueber das Versehen.

Wenschon die Sage vom Versehen bei den Männern der Wissenschaft eigentlich schon längst als unhaltbar erklärt und begraben worden ist, halte ich eine kurze Besprechung dieser Hypothese keineswegs für überflüssig, da ich mich zu meinem grössten Erstaunen im Laufe der letzten Jahre davon überzeugt habe, dass an die Möglichkeit des Versehens immer noch, nicht nur allgemein vom grossen Publikum, sondern auch von vielen Naturforschern und Aerzten geglaubt wird. Wenn nun auch die von mir mitzutheilenden Fälle keineswegs einen directen Beweis dafür liefern, dass ein Versehen überhaupt nicht stattfinden kann, so glaube ich doch, dass meine Darstellung manchen Leser zu grösserer Vorsicht in der Beurtheilung angeblich beweisender Fälle bestimmen wird.

Auf die gewaltige das Versehen betreffende Literatur kann ich hier natürlich nicht eingehen, ich möchte aber nicht zu bemerken unterlassen, dass der grösste Theil der diesbezüglichen Angaben überhaupt keine Beachtung verdient, da es sich fast stets um kritiklose Erzählungen, aber nicht um sorgfältig untersuchte Beispiele handelt. Ich will aber gleich hier daran erinnern, dass auch Forscher von hoher Bedeutung, wie CARL ERNST VON BAER, energisch für das Versehen eingetreten sind.

Wie alt die Hypothese vom Versehen ist, geht schon aus einer stets wieder citirten Stelle des alten Testaments hervor, wonach Jacob es in zielbewusster gewinnsüchtiger Absicht verstanden hätte, scheckige Lämmer zu erhalten, wenn er in die Tränkbrunnen der Mutterthiere Hölzer einlegte, die durch Abschälen der Rinde an verschiedenen Stellen einigermaassen scheckig aussahen.

Bevor ich nun die von mir beobachteten Fälle von scheinbar bewiesenem Versehen kritisch bespreche, möchte ich noch in aller Kürze darauf hinweisen, dass unter dem „Versehen“ nicht immer das Gleiche verstanden wird. Man spricht gewöhnlich dann von einem Versehen, wenn bei Menschen und Thieren während der Schwangerschaft oder schon während des Begattungsactes durch äussere Veranlassungen hervorgerufene psychische Eindrücke der Mutter in so gewaltiger Weise auf den Embryo eingewirkt haben sollen, dass das neugeborene Kind Merkmale mit auf die Welt bringt, welche mit der Person oder dem Gegenstand, der die Erregung der Mutter hervorrief, eine auffallende Aehnlichkeit erkennen lässt. Wenn man aber, wie es häufig vorkommt, auch dann von einem Versehen redet, wenn eine correspondirende Aehnlichkeit zwischen der Erregungsursache der Mutter und dem charakteristischen Merkmale des Kindes gar nicht vorhanden ist, so halte ich das für ebenso unberechtigt, als wenn man von einer Vererbung von Verletzungen spricht, und die eigenartigen Merkmale stimmen beim Kinde und dem Vater bezw. der Mutter gar nicht einmal überein und treten obendrein noch an anderen Körperstellen auf. Verallgemeinert man den Begriff des Versehens in der eben angegebenen Weise, so kann schliesslich jede Abnormität des Kindes auf ein Versehen der Mutter zurückgeführt werden. Einige fanatische Anhänger der Hypothese vom Versehen behaupten sogar, dass die Wirkung eines Versehens der Mutter nicht nur bei dem Kinde, mit welchem sie schwanger ging, sondern auch noch bei den folgenden Nachkommen in einer mehr oder weniger abgeschwächten Form bemerkbar sein könne. So erzählt beispielsweise DU PREL¹ einen Fall, in welchem eine

¹ Dr. KARL DU PREL citirt eine grössere Anzahl „beweisender“ Beispiele des Versehens, die allerdings von anderen Autoren „erzählt“ worden sind. Der Curiosität halber möchte ich einige dieser „beweisenden“ Fälle wörtlich wiedergeben.

In Italien verirrte sich einst in einen Ballsaal eine Fledermaus, die von den erschreckten Damen mit Sacktüchern abgewehrt wurde. Als sie sich auf die Schulter einer Dame niederliess, fiel diese in Ohnmacht. Bald darauf gebar

schwängere Frau, die sich beim Anblick einer Hasenscharte versehen haben wollte, ein Kind mit vollkommener Hasenscharte und gespaltener Oberlippe geboren habe; das zweite Kind hätte dann

sie eine Tochter, die auf der Schulter das erhabene Abbild einer Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln hatte. Nichts fehlte daran: das graue Haar, die Klauen und die Schnauze hoben sich von der weissen Haut ab, so dass das Mädchen, als es erwachsen war, genöthigt war, die Schultern beständig bedeckt zu halten (FRARIÈRE, Education antérieure).

Als 1815 die Oesterreicher nach Frankreich kamen, machte der Anblick des Doppeladlers auf den flatternden Fahnen einen solchen Eindruck auf eine Frau, dass ihr bald darauf geborenes Kind das Mal davon auf dem Rücken trug (DU POTET, Journal du magnétisme).

Der Staatsrath CHARDEL sagt, er habe selbst bei einem Fest in St. Cloud ein siebzehnjähriges Mädchen gesehen, in deren blauen Augen, auf beide vertheilt, rund um den Augapfel die Worte Napoléon Empereur zu lesen waren (!). Der Bericht wird ergänzt von PFEOR, der sagt, die Mutter des Mädchens habe während der Schwangerschaft ihre letzte Goldmünze, als sie sich von ihr trennen musste, schmerzlich betrachtet (CHARDEL, Psychologie physiologique).

Zahlreiche Fälle hat WÜSTNEI (Versuch über die Einbildungskraft der Schwangeren) zusammengestellt. Eine seit Kurzem verheirathete Frau, als sie im Garten Erbsen aushülste, sprang plötzlich empor und griff erschreckt nach ihrem Unterleib, wobei ein Blattkäfer zu Boden fiel, der an ihr hinaufgekrochen war. Es blieb ein brennender Schmerz an jener Stelle zurück und sie gebar ein Mädchen, das an der gleichen Stelle das deutliche Abbild eines Käfers nach Form und Farbe hatte. Eine Frau, plötzlich aus dem Schlaf erwachend, hielt die durch das Fenster fallenden Sonnenstrahlen für den Brand des Nachbarhauses. Sie gebar einen Knaben, dessen linke Kopfseite fast ganz von einem Feuermal bedeckt war. Eine andere Frau, die an den dunkelblauen Händen eines Färbers erschrak, so dass ein Zittern in den Füßen sie befiel, gebar einen Knaben, dessen beide Hände blau waren. Eine Bäuerin, die sich in Nesseln gesetzt hatte, verbrannte sich und durch Kratzen führte sie eine örtliche Entzündung herbei. Bald darauf gebar sie einen Knaben, der an der gleichen Stelle zahlreiche Brandbeulen hatte. Eine Frau, in die Gaststube tretend, wo ein Mohr auf der Streu lag, erschrak über den schwarzen kraushaarigen Kopf und gebar einen Knaben, dessen Haar eben so schwarz und kraus war. Eine Frau, der man eine überreife Himbeere an die Schläfe warf, so dass sie kleben blieb und man den Saft abwischen musste, gebar ein Mädchen, das an der Schläfe das Mal der Himbeere nach Form und Farbe hatte. Ein Gärtner, auf einer Leiter stehend, brach Trauben und es entfiel ihm eine auf die Stirn seiner unten stehenden Frau. Sie gebar ein Mädchen, das auf der Stirn einige den Weintrauben ganz ähnliche Erhöhungen zeigte. Eine Frau liess einen mit der Gabel angespissten Schinken in die kochende Brühe fallen, die ihr gegen die Augen spritzte. Der Knabe, den sie gebar, zeigte im Gesicht die rothen Bläschen, welche die Mutter davongetragen hatte. Eine Frau, über das Feld gehend, hörte einen Schuss, und da gleich darauf ein Hase an ihr vorüberlief, bemerkte sie, dass er eine blutende Spur hinterliess. Um Gewissheit zu erhalten, befühlte

nur eine gespaltene Oberlippe, das dritte nur mehr einen rothen Streifen an der Lippe gehabt.

sie die Spur und fand Blut an ihren Fingern. Dann legte sie sich an einem Zaune nieder und schlief ein, bis sie von einem Krabbeln auf der Haut erwachte und eine lebendige Schlange gewahrte, die sie fortschleuderte. Sie gebar einen Sohn, der am Schenkel das Abbild einer Schlange und an den Fingerspitzen der rechten Hand blutrothe Erhabenheiten zeigte. Eine Frau suchte bei einem Gewitter Schutz in den Garben des Feldes. Als ihr eine Maus am Leibe krabbelte, schlug sie mit beiden Händen nach der Stelle, so dass die Maus tot herabfiel. Sie gebar ein Mädchen, das an der gleichen Stelle das Bild einer Maus und blutrothe Streifen hatte.

UNZER erzählt, dass das Kind einer Dame die Blattern hatte, die auf der Stirn einen grossen rothen Fleck zurückliessen. Als sie wieder in Hoffnung war, hütete sie sich vor dem Anblick ihres Kindes, sah es aber doch einmal von ungefähr und gebar Zwillinge, die beide auf der Stirn und Nase eben solche Flecken hatten. Dr. BRANDIS sah, dass der Sohn seines Patienten in beiden Ohrfläppchen Löcher hatte, die aber wieder verwachsen zu sein schienen und rings geröthet waren. Der Vater, die Mutter und alle Hausgenossen versicherten, der Knabe sei so auf die Welt gekommen; die Mutter, als sie mit ihm in der Hoffnung war, hatte ihrer ältesten Tochter Ohrlöcher bohren lassen, weil man ihr ein schmerzloses Verfahren anempfohlen hatte. Die Tochter schrie aber jämmerlich und die Mutter war darüber heftig erschrocken. In einer anderen Familie fand BRANDIS einen Knaben mit einer sehr glücklich operirten Hasenscharte. Die Lippe war durch eine Narbe zusammengefügt und auf beiden Seiten waren Narben von Nadeln. Als er wissen wollte, wer diese schöne Operation gemacht habe, erfuhr er, dass die Mutter, als sie das Kind trug, zu einem Nachbarn gerufen wurde, wo der Wundarzt eben dessen Sohn an einer eben solchen Scharte operirte. Sie erschrak heftig über die blutende Lippe und die silbernen Nadeln, und das Mal übertrug sich auf ihr Kind. JOHANN GOTTLIEB KRÜGER sagt: „Ich selbst kenne Jemanden, der in dem einen Auge das Bild einer Fliege mit einem Flügel, in dem anderen Auge den anderen Flügel hat. Der Ursprung davon ist dieser, dass sich der Mutter während der Schwangerschaft eine Fliege auf's Auge gesetzt hat, die sie mit der Hand todtgeschlagen und den einen Flügel, der durch das Schlagen losgegangen und an der Hand kleben geblieben war, in das andere Auge gewischt hat. Eine Frau, die mit der Stirn auf einem Kaninchenfell eingeschlafen war, trat nach dem Erwachen vor den Spiegel, fand die Stirn auf der aufgelegenen Seite geröthet, in Schweiss und mit daran klebenden Haaren des Felles. Als sie von einer dazu kommenden Nachbarin auf die Möglichkeit des Versehens aufmerksam gemacht wurde, war sie von da ab von der Angst vor einem solchen Male verfolgt. Sie gebar ein Mädchen mit einem dunkelbraunen und behaarten Mal auf der Stirn. In diesem Falle würde vielleicht die Objectsuggestion zum Versehen nicht hingereicht haben, wäre sie nicht von der dauernden Autosuggestion verstärkt worden. Eine äusserst fromme Dame hatte den sehnlichsten Wunsch, einen Sohn zu gebären, um ihn dem Priesterstande weihen zu können, und machte ein darauf bezügliches Gelübde. Als erstes Kind wurde ihr ein Sohn

Eigene Beobachtungen.

Nach den vorstehenden einleitenden Bemerkungen will ich dazu übergehen, einige meiner eigenen Beobachtungen über scheinbar bewiesenes Versehen kritisch zu besprechen.

Eine im neunten Monate schwangere Frau machte sich an einem Kleiderschrank zu schaffen und klemmte bei dieser Gelegenheit die linke Hand ihres unbemerkt hinzugetretenen Kindes. Bei dem Schmerzensschrei ihres Lieblings wurde die Frau ohnmächtig und kam nieder, ohne das Bewusstsein wieder erlangt zu haben. Dem neugeborenen Kinde, einem Knaben, sollen an der linken Hand drei Finger gefehlt haben, und die unglückliche Mutter machte hierfür den eben erwähnten Vorgang verantwortlich. Der sonst durchaus normale Knabe wuchs zum Manne heran und zeugte mit einer anscheinend völlig normalen Frau eine Reihe von Kindern mit angeblich normalen Fingern. Ein Sohn dieses Herrn, der jetzt Universitätsprofessor ist, gab mir in liebenswürdigster Weise über nähere Familienverhältnisse jede gewünschte Auskunft. Zunächst wurde festgestellt, dass dem Vater in Wirklichkeit die drei Finger gar nicht gefehlt haben, dass dieselben aber rudimentär gewesen sind. Sämmtliche Glieder waren an diesen Fingern vorhanden, ebenso die Nägel. Die Finger und ihre Glieder waren aber recht klein, und man darf wohl sagen verkrüppelt. Ich erfuhr dann, dass in dieser Familie, bei welcher sämmtliche Mitglieder auffallend klein waren, Tuberkulose, Scrophulose und andere Krankheiten häufig zur Beobachtung gekommen sind. Die Schwester des Professors hat an der linken Hand sehr kleine Finger, die zwar bei ihrer kleinen Figur nicht gerade abnorm erscheinen, aber mit denen der rechten Hand in keinem natürlichen Verhältniss stehen. Spricht nun der vorliegende Fall für ein Versehen? Mir scheint es nicht. Die Mutter

geboren, der eine förmliche Tonsur, nach Art der katholischen Geistlichen, am Kopfe trug, und — wie ich mich selbst überzeugt habe — noch jetzt als Erwachsener trägt, trotzdem der übrige Haarwuchs noch ganz normal ist und der Durchmesser der Tonsur etwas verringert ist. Der junge Mann erklärte sich bereit, mir Aufzeichnungen seiner Eltern über das geschehene Gelübde beizubringen. Du POTET erwähnt eine Frau, die in der interessanten Periode das beständige Gelüste hatte, Kaffeebohnen zu kauen, und dabei häufig die Angst aussprach, das Kind könnte davon ein Mal bekommen. Sie gebar einen Knaben, der es in der That auf der rechten Wange trug.

Ich glaube, dass diese Kraftproben von „beweisenden“ Beispielen genügen werden, jedem denkenden Leser begreiflich zu machen, wesshalb ich (VOM RATH) von einer Kritik der einzelnen Fälle absehe.

kam sofort nach dem Unglücksfall nieder, und da hat doch unmöglich in dieser kurzen Zeit noch irgend welche Veränderung an der Hand des Kindes stattfinden können. Da nun aber, wie ich bereits oben erwähnte, mehrfach verschiedenartige krankhafte Erscheinungen in der in Rede stehenden Familie vorgekommen sind, so ist man wohl berechtigt, die Verkürzung der angeblich fehlenden, in Wirklichkeit aber vorhandenen Finger, auf eine erbliche Belastung der Familienangehörigen zurückführen zu dürfen. Dass aber in hereditär belasteten Familien scheinbar ganz normale Personen Krankheiten auf ihre Nachkommen vererben können, ohne dass Anzeichen dieser Krankheiten bei ihnen selbst bemerkbar geworden sind (latente Vererbung), wird gewöhnlich bei der Kritik solcher Vorkommnisse nicht genügend beachtet¹.

Fälle von Verkrüppelung einer Hand oder einer ganzen Extremität kommen bekanntlich überaus häufig vor und obendrein in Familien, in welchen derartige Erscheinungen niemals bekannt oder vergessen worden sind. Man findet dann regelmässig eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Thierextremität heraus, und die betreffende Mutter konnte sich einfach nur an dem betreffenden Thier versehen haben.

Ich will einige derartige Fälle im Folgenden besprechen.

Eine junge Frau hatte sich angeblich an einer Schildkröte versehen, da ihr Erstgeborener eine verkrüppelte Hand, die einem Schildkrötenfuss täuschend ähnlich gewesen sein soll, auf die Welt gebracht hatte. Die Aehnlichkeit der Hand des Knaben mit einem Schildkrötenfuss konnte aber in Wirklichkeit nur von Leuten behauptet werden, die niemals einen Schildkrötenfuss näher angesehen

¹ Als ich meine vorstehende Schrift eben abgeschlossen hatte, konnte ich noch folgenden interessanten Fall constatiren. In einer der guten Gesellschaft angehörenden Familie, in welcher Vater und Mutter geistig ganz hervorragend bedeutend waren, wurden sämtliche Kinder, eine Tochter und drei Söhne, gegen Anfang der dreissiger Jahre geisteskrank. Die Tochter hatte sich dem höheren Lehrfach gewidmet, die Söhne waren Baumeister, wie ihr Vater; sämtliche Geschwister hatten glänzende Examina bestanden, sich aber überarbeitet. Ich habe die Familie von Jugend auf gekannt und konnte auf Grund weiterer Erkundigungen Folgendes feststellen: Beide Eltern des normalen Vaters waren kerngesund, während die Mutter seiner ebenfalls gesunden Gemahlin wiederholentlich in einer Irrenanstalt untergebracht werden musste. Durch die körperlich und geistig völlig normale Tochter der geisteskranken Grossmutter ist die „Disposition“ zur Geisteskrankheit offenbar auf die Enkel vererbt worden, und durch die übertriebene geistige Arbeit derselben leider auch zur Entwicklung gekommen.

hatten. Ferner aber hatte der Unglücksknabe rothe Haare, während in der Familie, soviel bekannt war, alle Mitglieder stets schwarzes Haar gehabt haben. Man hatte der Frau, die gegen rothes Haar eine grosse Antipathie hatte, kurz vor ihrer Entbindung eine rothhaarige Amme besorgt. Da das junge Paar auf einem entlegenen Gute lebte, konnte eine andere Amme nicht mehr rechtzeitig beschafft werden. Die junge Mutter hatte sich angeblich nicht nur an einer Schildkröte, sondern auch noch an der rothhaarigen Amme versehen. Man kann sich nun recht häufig davon überzeugen, dass in Familien, in welchen die Eltern, Grosseltern und weitere Ahnen nachweislich stets schwarzes Haar gehabt haben, Kinder mit rothem Haar geboren werden. In Familien mosaischen Glaubens trifft dies nicht selten ein. Ein hier lebendes schwarzhaariges Ehepaar, welches ebenfalls von schwarzhaarigen Eltern abstammt, wurde zweimal durch Zwillinge beglückt. Das erste Paar waren rothhaarige Mädchen, das andere schwarzhaarige.

Nicht genug aber damit, dass eine Frau sich angeblich an einer vor der Entbindung bestellten Amme versehen kann, wird auch vielfach behauptet, dass eigenartige Gewohnheiten einer Amme durch die Milch direct auf den Säugling übertragen werden. Ich kenne ein Ehepaar, welches drei Kinder hat, von denen eines die seltsame Gewohnheit hat, sich die Haare auszuraufen. Die Mutter behauptet steif und fest, dass lediglich die Amme an dieser Unart die Schuld trage, da dieselbe, während ihrer Schwangerschaft, sich häufig aus Verzweiflung die Haare ausgerauft habe. Ich beobachtete gelegentlich eines Landaufenthaltes die drei Kinder auf das Genaueste und constatirte, dass die Kinder alle geistig ausserordentlich beschränkt waren, sodass man von Halbidioten hätte reden können. Die Eltern dagegen waren geistig recht gut veranlagt.

Was die Mutter- oder Ammenmilch betrifft, so ist es selbstverständlich, dass die Qualität derselben auf das leibliche Wohlbefinden des Säuglings eine grosse Einwirkung hat, dass aber durch die Milch auch eigenartige Gewohnheiten der Stillenden auf das Kind übertragen werden könnten, ist einfach eine unsinnige Hypothese. Gehen wir zu einem anderen Fall über.

Eine Bauernfrau eines niederrheinischen Dorfes kam mit einem Knaben nieder, der an Stelle der einen Hand einen Schweinsfuss gehabt haben soll. Die Mutter, welche während ihrer Schwangerschaft von einem Schweine überrannt worden war, will sich bei dieser Gelegenheit an dem Schwein versehen haben. Der Knabe bekam

den Spitznamen Schweinsfuss und behielt denselben für immer bei. Zur Zeit steht der „Schweinsfuss“ im Mannesalter und ist Inhaber einer Dorfschenke. Ich suchte den Wirth mehrfach auf, und sah, dass derselbe die eine Hand beständig in einer Seitentasche seiner Lodenjoppe verborgen hielt. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, den Mann zu bestimmen, mir die betreffende Hand zu zeigen, da jede Andeutung an den Schweinsfuss einen heftigen Zornesausbruch hervorrief. Ich bemerkte nun, dass die Hand eigenartig verkrüppelt war, dass aber sämmtliche Finger vorhanden waren, aber zwei scharf getrennte Gruppen bildeten. Der Daumen und der Zeigefinger lagen einander fest an, ebenso der Mittelfinger und sein Nachbar, während der kleine Finger hinter den beiden zuletzt genannten Fingern völlig verborgen war. Nur mit sehr viel Phantasie konnte man eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Schweinsfusse herausbringen, und doch glaubte der Mann selbst an seinen Schweinsfuss! Ob in der Familie dieses Wirthes früher schon einmal ähnliche oder andere Verkrüppelungen einer Extremität vorgekommen sind, konnte ich nicht eruiiren, da der etwas heftige Mann keineswegs geneigt war, auf weitere indiscrete Fragen Antwort zu geben.

Ein anderer Fall von einer angeblich durch Versehen herührenden verkrüppelten Hand wurde mir von einem durchaus glaubwürdigen praktischen Arzte (jetzt Universitätslehrer), der selbst an's Versehen glaubt, erzählt.

Einer schwangeren Frau, die er als Hausarzt behandelte, wurde die Milch von einem Bauernknaben mit verkrüppelter Hand gebracht. Das neugeborene Kind hatte ebenfalls eine verkrüppelte Hand, und soll (?) die Frau vor ihrer Entbindung mehrfach die Befürchtung ausgesprochen haben, dass sie sich an dem Bauernknaben versehen haben könnte. Da der Fall sich vor längeren Jahren in einer kleinen Stadt Badens ereignete, war es mir nicht möglich, nähere Einzelheiten festzustellen. Ob die Verkrüppelung des Milchträgers und die des neugeborenen Kindes eine ähnliche gewesen ist und sich überhaupt an derselben Hand befunden hat, konnte nicht angegeben werden. Nehmen wir nun aber einmal an, dass wirklich eine nach jeder Hinsicht frappante Aehnlichkeit bei dem Knaben und dem neugeborenen Kinde an derselben Hand nachgewiesen wäre, so wäre damit doch noch lange nicht die Lehre vom Versehen wirklich bewiesen. Ich will ebensowenig wie WEISMANN in Abrede stellen, dass gelegentlich einmal ein Fall vorkommen kann, in welchem beim Kinde ein Merkmal gefunden wird, welches mit dem Gegenstand

Aehnlichkeit hat, der angeblich die Erregung der Mutter während ihrer Schwangerschaft hervorrief (WEISMANN, Aufsätze über die Vererbung, Jena 1892, S. 540—542). Genannter Autor bespricht l. c. selbst ein derartiges glaubwürdiges Beispiel, welches sich in der Familie eines bekannten Arztes zugetragen hat und erinnert gleichfalls an einen von CARL ERNST VON BAER mitgetheilten Fall, an dessen Richtigkeit gar nicht zu zweifeln ist, zumal er die Schwester von CARL ERNST VON BAER selbst betrifft. WEISMANN fährt dann aber fort, „warum hat nun die Wissenschaft trotzdem, besonders seit den betreffenden Darlegungen BERGMANN's und RUDOLF LEUCKART's, die ganze Lehre vom Versehen verworfen und endgültig aus der Wissenschaft entfernt.“ Nun aus vielen und entscheidenden Gründen, die schon von Anderen geltend gemacht sind und die ich nicht alle hier wiederholen will; zunächst offenbar desshalb, weil unsere gereifere Einsicht in die Physiologie des Körpers uns einen solchen causalen Zusammenhang zwischen besonderen Zeichen des Kindes und wenn ich mich kurz so ausdrücken darf correspondirenden psychischen Eindrücken der Mutter als eine unstatthafte Annahme erscheinen lässt. Dann aber vor Allem, weil ein einziges Zusammentreffen von einer Vorstellung der Mutter mit einer Abnormität des Kindes noch keinen Beweis für einen ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen gibt.

Mir scheint die Auffassung WEISMANN's sehr gut für den von mir zuletzt beschriebenen Fall zuzutreffen, wenn der Thatbestand wirklich so ist, wie er mir erzählt wurde.

Eine andere schwangere Frau erschrak beim Anblick einer Schlange und vollführte mit ihrer rechten Hand eine Bewegung nach der rechten Backe. Vier Tage nachher kam sie mit zwei Knaben nieder, von welchen der eine auf der rechten Wange einen rothen Fleck hatte, der zwar keine Aehnlichkeit mit einer Schlange hatte, bei gutem Willen aber an eine Hand mit ausgespreizten Fingern erinnerte. Wenn nun wirklich der Fleck die Form einer richtigen Hand gehabt hätte, dürfte man doch nicht von einem wirklichen Versehen sprechen, denn die Ursache des Versehens, die Schlange, wäre nicht copirt worden, sondern nur die Hand, welche in Folge der durch den Schlangenanblick hervorgerufenen Erregung eine unwillkürliche Bewegung nach der Backe vollführte. Eine nähere Untersuchung der Familie war mir nicht möglich.

Folgender Fall, der sich vor langen Jahren in Köln zugetragen und allgemeine Verwunderung hervorgerufen hat, soll nur als Curiosum erzählt werden.

Eine durchaus ehrbare Bürgersfrau beschenkte ihren Mann mit einem Kinde, welches völlig schwarz war. Da die brave Frau niemals in ihrem Leben mit einem Schwarzen in Berührung gekommen war, konnte das seltsame Ereigniss nicht erklärt werden. Endlich fand man den Schlüssel des Räthsels. In dem gegenüberliegenden Hause befand sich ein Cigarrenladen, in welchem ein lebensgrosser künstlicher Neger im Schaufenster ausgestellt war. Natürlich hatte die Frau sich an diesem Neger versehen. Eine Cigarre, wie sie der Neger im Munde hielt, soll das Kind nicht mit auf die Welt gebracht haben. Da der Fall sich vor langen Jahren ereignet hat, war ein Erklärungsversuch ausgeschlossen. Man hätte auch von einem Versehen an einem Kaminfeger sprechen können.

Ein ähnlicher Fall mit leichter Erklärung wurde vor einigen Jahren in verschiedenen Zeitungen, z. B. dem Schwarzwälder Boten, besprochen. Die Frau eines Schriftsetzers in dem Villenort Degerloch kam mit einem Negerkind nieder. Die Frau war vor ihrer Hochzeit Köchin in einem Hotel gewesen, in welchem ein Neger als Kellner beschäftigt war. Der Schriftsetzer war aber offenbar kein Anhänger der Lehre vom Versehen, denn er reichte die Scheidungsklage ein.

Wir wollen jetzt zu einer Besprechung des Versehens bei Thieren übergehen.

Dass bereits im Alterthum an ein Versehen von Thieren geglaubt wurde, beweist schon der oben citirte Fall von Jacob's List. Auch heute gibt es noch viele tüchtige Thierzüchter, die das Versehen der Thiere als eine ausgemachte Thatsache ansehen, während andere, wie SETTEGAST, nichts von einem Versehen wissen wollen. H. SETTEGAST (Die Züchtungslehre, Breslau 1878) bespricht auf S. 219—223 das Versehen der Mutterthiere und betont, dass es der Umstände und Thatsachen, welche gegen die Möglichkeit des sogen. Versehens sprechen, soviele gibt, dass es fast wie ein Rest von Aberglauben vorkommen will, wenn man an dieser haltlosen Theorie, durch die auffallende Formabweichungen erklärt werden sollen, ferner festhält. Genannter Autor citirt des Weiteren noch ein Beispiel, um daran zu zeigen, dass „derartige Erzählungen Zeugnis ablegen von der Leichtfertigkeit, womit kritiklos und aus Sucht, dem Leser Picanterien zu bieten, unbegründete Behauptungen mit dem Gewande sogen. Erfahrungen umkleidet werden. SETTEGAST sagt: „Aeusserte sich doch noch im Jahre 1874 Dr. J. in einer der gelesensten und geachtetsten Zeitungen Deutschlands u. A. wie folgt:

Es ist eine eigenthümliche Erfahrung, welche der Thierzüchter macht, dass durch die Imagination des Mutterthieres, zumal wenn es tragend ist, sich die Farbe der es umgebenden Gegenstände und besonders die Farbe der Thiere von seiner nächsten Umgebung auf die Nachkommenschaft häufig überträgt. So ist es sehr oft beobachtet worden, dass der wiederholte und reichliche Verbrauch von dem Kalkanstrich in den Ställen und Verschlägen, worin sich eine Rinder-Zuchtheerde befindet, erheblich das Verhältniss der weissen oder weissscheckigen Kälber vermehrt, die geboren werden.“

Ich möchte jetzt einige Fälle besprechen.

Ein academisch gebildeter, holländischer Thierzüchter, der als Inspector von staatlich geleiteten Anstalten sich sehr viele praktische Erfahrungen und Kenntnisse erworben hatte, konnte nicht begreifen, dass ich nicht an das Versehen von Säugethieren glauben wollte und erzählte mir folgenden „beweisenden“ Fall.

In einer Zuchtanstalt von Rindvieh wurden nur diejenigen Thiere als rasserein betrachtet und zur Nachzucht verwendet, die ausser bestimmten Rasseeigenthümlichkeiten eine bestimmte Färbung, nämlich schwarz und weiss hatten. Alle anders gefärbten Individuen wurden als minderwerthig beseitigt und nie zur Nachzucht zugelassen. In Anwesenheit meines Bekannten wurde eine Kuh dieser Rasse von einem edlen Stier derselben Rasse gedeckt. In dem Augenblick der Begattung rannte nun ein Stier eines anderen Stalles, der sich losgerissen hatte, an dem Paar vorüber. Letzterer Stier gehörte einer anderen Rasse an und hatte eine auffallend rothe Färbung. Die Kuh warf ein Kalb, welches ausser schwarz und weiss auch noch auffällig roth gezeichnet war. Diese Kuh hatte sich nach der Auffassung der Beamten der Anstalt ganz einfach an dem rothen Stier versehen. Wenn nun aber in Zuchtanstalten die Thiere sich losreissen und in die Nähe eines anderen Stalles gelangen können, so ist es keineswegs ausgeschlossen, dass im vorliegenden Falle der rothe Stier oder einer seiner Stallgenossen die in Rede stehende Kuh schon gedeckt hatte, ehe der rassereine Stier zur Begattung zugeführt wurde. Sehen wir aber von dieser Möglichkeit ganz ab, so liegt der Gedanke, dass es sich um einen Rückschlag handelt, doch sehr nahe. Die Farbe der Zuchtexemplare ist aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich nur von secundärer Bedeutung gewesen, und wurde sicherlich erst später bei systematisch durchgeführter Auslese der besten Thiere zu einem charakteristischen Merkmal der Art gestempelt. Man darf in diesem Falle wohl annehmen, dass die besten Vorfahren, welche

zur Nachzucht ausgewählt wurden, meist schwarz und weiss gezeichnet waren. Durch fortgesetzte künstliche Selection wurde diese Färbung dann constant und zum Artmerkmal erhoben. Dass nun Rückschläge auf frühere Ahnen recht häufig bei Thieren beobachtet werden, ist bekannt, auch werden, wie häufig genug nachgewiesen wurde, charakteristische Eigenthümlichkeiten der Voreltern von solchen Nachkommen auf ihre Kinder weitervererbt, bei denen diese Eigenthümlichkeiten selbst gar nicht zum Ausdruck gekommen sind. Ich darf als ein Beispiel solcher latenten Vererbung die von mir beschriebene Katzenfamilie (Biol. Centralbl. 1895, Bd. XV No. 8) erwähnen. Wenn sich wirklich Säugethiere an der Farbe eines Thieres des anderen Geschlechtes, während des Begattungsactes, versehen könnten, so würden tüchtige Thierzüchter diesen Umstand längst zu ihrem Nutzen ausgebeutet haben; man brauchte doch nur während des Augenblicks der Begattung dem weiblichen Thiere, gleichgültig ob Kuh, Stute, Schwein etc. ein edleres männliches Thier mit den gewünschten Farben, die auch künstlich wie bei Circuspferden aufgetragen werden könnten, vorzuführen. Ich gebe übrigens gern zu, dass manche weibliche Säugethiere, z. B. Stuten und Kühe, einen nicht convenirenden Gatten nur dann zur Begattung zulassen, wenn ihnen ein edler Hengst, bezw. Bulle, vor die Augen geführt wird und ihre Sinnlichkeit reizt. Mit einer solchen List wird aber sicherlich keine Verbesserung des Blutes erzielt oder eine Aenderung in der Farbe oder Gestalt der Nachkommen hervorgerufen.

Ein Fall, in welchem eine Hündin sich an einem Fuchs versehen haben soll, ist folgender: Ein Bekannter zeigte mir einen männlichen Spitzer, der auf den ersten Blick in Farbe und Gestalt eine auffällige Aehnlichkeit mit einem Fuchse hatte; selbst der Kopf war wie ein Fuchskopf geformt. Auf dem Rücken des fuchsfarbenen Hundes befand sich aber ein eigenartiger schwarzer Streifen. Der Besitzer dieses Thieres war der Ansicht, dass die Mutter des Hundes, die wie ich feststellen konnte, mit einem Fuchse auch nicht die geringste Aehnlichkeit hatte, sich an einem Fuchse versehen habe und zwar auf Grund folgender Beobachtung. Der betreffende Herr, welcher einen werthvollen Spitzerrüden besass, wurde von einem Bekannten, der ebenfalls eine werthvolle Hündin derselben Rasse hatte, gebeten, den Hund der hitzigen Hündin zuzuführen. Als nun mein Gewährsmann mit seinem Hunde seinen Freund aufsuchte, war dieser mit seiner Hündin in einen nahen Wald gegangen. Beide Herren wollen nun Folgendes gesehen haben. Ehe der Hund zur Hündin zu-

gelassen werden konnte, war letztere an einen Fuchsbau gekommen und schnupperte an demselben herum; plötzlich kam ein Fuchs aus dem Bau und beleckte die Hündin, die dann für einige Augenblicke mit dem Fuchs im Walde verschwand. Dass der Fuchs während dieser Zeit die Hündin gedeckt haben könnte, wird von beiden Herren als unwahrscheinlich angesehen. Die Hündin wurde nun für mehrere Tage mit dem Rüden in einem Zwinger isolirt gehalten und von dem Hund mehrfach gedeckt. In dem darauf erfolgten Wurfe hatten die Jungen eine grosse Aehnlichkeit mit den beiden Eltern, nur ein Exemplar, ein Männchen, war völlig fuchsähnlich; es war das oben erwähnte Thier. Mit der Mutter war keine Spur von Aehnlichkeit zu entdecken, mit dem Vater hatte er den bereits oben erwähnten schwarzen Streifen auf dem Rücken gemeinsam. Glücklicher Weise waren die Eltern der beiden Spitzer im Besitze der Familien der beiden Herren, und so konnten wir feststellen, dass bereits die Mutter des Rüden, also die Grossmutter des fuchsähnlichen Thieres, fuchsähnlich gewesen ist. Offenbar hatte der Spitzer die Eigenthümlichkeit seiner Mutter, die bei ihm selbst nicht zur Entfaltung gekommen war, auf einen Sohn weitervererbt. Die beiden Herren behaupteten nun, dass wenn sich wirklich die Hündin nicht an dem Fuchse versehen hätte und einfach eine latente Vererbung vorliege, so hätte sich eben die Grossmutter bereits an einem Fuchse versehen. Gegen solche Behauptungen kann man natürlich keinen directen Gegenbeweis liefern.

Weitere von mir beobachtete Fälle von scheinbarem Versehen bei Thieren will ich hier nicht anführen, da dieselben kein besonderes Interesse beanspruchen können; ich möchte aber beiläufig darauf hinweisen, dass bei Thieren Abnormitäten noch viel häufiger wie beim Menschen als directe Folgen vom Versehen angesehen werden. Zumal auf dem Lande spielt das Märchen vom Versehen eine grosse Rolle und ist an die Stelle des Verhexens der Thiere eingetreten.

Nach der Besprechung vorstehender Fälle von „scheinbar“ bewiesenem Versehen wird man fragen dürfen, ob für die Möglichkeit des Versehens eine irgend wie annehmbare wissenschaftliche Erklärung gegeben werden kann, und da muss einfach mit nein geantwortet werden. An Erklärungsversuchen hat es bekanntlich nicht gefehlt, dieselben haben aber heutzutage, wo wir die feinsten Vorgänge bei der Ei- und Samenreife, bei der Befruchtung, Furchung, Embryonalentwicklung u. s. w. bei vielen Evertebraten und Vertebraten auf das Genaueste kennen gelernt haben, auch nicht die geringste Bedeutung mehr.

Ich will hier ganz kurz einen Erklärungsversuch von BURDACH erwähnen. Nach diesem Autor beeinflusst die Phantasie die Function der Organe; die Function des Embryos ist aber nach BURDACH der Bildungstrieb, woraus gefolgert wird, dass sich dieser Einfluss der mütterlichen Phantasie auch nur in Bildungsabweichungen kund geben kann. Wir werden aber WEISMANN unbedingt zustimmen müssen, wenn derselbe diesen BURDACH'schen Erklärungsversuch ein kleines Wortspiel nennt. „BURDACH kommt durch Vertauschung des Begriffes der Funktion mit dem des Werdens der Organe zu dem Schlusse, dass gleichnamige Organe von Mutter und Frucht in solcher Uebereinstimmung stünden, dass bei Verletzung der ersteren eine ähnliche Veränderung der Bildung in den letzteren entstehen kann.“ (WEISMANN, Aufsätze über die Vererbung, Jena 1892, S. 540—42.)

Ein in den letzten Jahren vorgenommener Versuch, das Versehen zu erklären, wurde von Dr. KARL DU PREL vorgenommen, und soll nur der Curiosität halber hier erwähnt werden, da diese Erklärung kein ernsthafter Naturforscher gelten lassen kann. Genannter Autor versucht die Hypothese vom Versehen durch die Zuhilfenahme einer noch viel kühneren anderen Hypothese zu erklären, nämlich durch seine Lehre vom Od. (Die Zukunft, herausgegeben von HARDEN, 1895, No. 7 u. 8.) Ich will hier nur einige Sätze wörtlich citiren, der Leser mag sich dann selbst sein Urtheil bilden:

„Das Versehen steht in der Mitte zwischen der bekannten Sympathie getrennter Organe desselben Körpers und der Fernwirkung getrennter Individuen. Es gehört zur magnetischen Magie, insofern als ein magnetischer Rapport zwischen Mutter und Fötus besteht, vermittelt durch odischen Austausch, der keiner Nervenleitung bedarf. Es gehört aber auch zur hypnotischen Magie, insofern als die Erregungsursache des Versehens eine Object-suggestion ist, eine mit grosser Plötzlichkeit und Intensität auftretende, also dominirende Vorstellung, die sich dem Bewusstsein der Mutter einprägt und odisch auf den Fötus fortpflanzt. Solche plötzlichen Vorstellungen, die das ganze Bewusstsein ausfüllen, wirken besonders dann sehr stark, wenn sie von grossem Gefühls-werth sind und von Erstaunen oder Erschrecken begleitet werden. Eine Wirkung des Geistes auf die Materie: Das ist das allgemeine Merkmal aller Magie, und wenn wir sehen, dass beim Versehen diese Wirkung unwillkürlich, als natürliches Muster magischer

Thätigkeit, eintritt, so muss uns das sehr geneigt machen, auch an eine willkürliche Magie zu glauben, da es sich bei ihr nur darum handelt, die Natur durch die Kunst nachzuahmen. Der moderne Hypnotismus lässt uns davon schon Einiges erkennen. Wer an die Suggestion glaubt, kann in der That das Versehen nicht wohl bezweifeln, und wer an den animalischen Magnetismus glaubt, dem bietet sich von selbst das Od zur Erklärung nicht nur des Versehens, sondern aller unwillkürlichen wie willkürlichen Magie. Im animalischen Magnetismus erkennen wir das Od als den materiellen Träger der Lebenskraft und des organischen Bildungstriebes; in der Suggestion erkennen wir es als den Träger des Gedankens. Da nun die odische Verbindung zwischen Mutter und Fötus, den Fötus, in die Lage versetzt, an dem physiologischen wie psychischen Leben der Mutter theilzunehmen, muss das Versehen in der physiologischen wie psychischen Sphäre möglich sein.

Ueberblicken wir die Phänomenologie des Versehens, so werden wir finden, dass es durchaus kein isolirtes Phänomen ist, sondern nur ein Specialfall magischer Wirkung der Phantasie auf den Körper, die beispielsweise auch bei der Stigmatisirung eintritt. Auch das Versehen ruft ein Stigma hervor, aber nicht an dem Leibe der Mutter, sondern an dem des Fötus, und zwar meistens so, dass der Eindruck, den die Mutter an einem bestimmten Körpertheil erfährt, am correspondirenden Körpertheil des Fötus das Stigma entstehen lässt, das nach der Geburt zu Tage tritt. Weil es aber auf den Grad ankommt, in dem die Phantasie der Mutter erregt wird, so liefert plötzliches Erschrecken die meisten Beispiele des Versehens. Die Kraft, vermöge welcher die Wirkungen des Versehens am Leibe des Kindes sich zeigen, ist uns zwar unbewusst; aber von einer blind wirkenden Kraft ist offenbar keine Rede, da ja der Gegenstand des Versehens so genau copirt wird. Es liegt eine organisirende Kraft vor, und zwar wird teleologisch nach einem gegebenen Schema organisirt, — und dazu reicht die mechanische Erklärung offenbar nicht aus. Daraus folgt aber unmittelbar, dass auch bei der regelrechten Bildung nach dem normalen Schema eine teleologisch organisirende Kraft thätig ist. Das Versehen beweist also ein organisirendes Princip im Menschen. Es ist dieselbe Kraft, die sowohl bei der Einhaltung des Normaltypus wie bei der Abweichung davon thätig ist; nur das Vorstellungsschema ist verschieden. Die Abweichung vom normalen Schema kommt nicht auf Rechnung der Kraft, sondern des Neben-

umstandes, dass sie psychisch modificirt wurde. Das Versehen setzt also nothwendig eine organische Bildungskraft, eine Lebenskraft, voraus.

Die moderne Wissenschaft hat diese Lebenskraft nur verworfen, weil sie deren stofflichen Träger nicht fand. Der Occultismus aber kennt diesen Träger, das Od, aus mannichfachen Erscheinungen. Er zeigt sich beim Magnetisiren, wo er die Lebenskraft des fremden Organismus verstärkt; er zeigt sich psychisch modificirt bei den organischen Wirkungen der Suggestion, bei der Stigmatisirung durch Autosuggestion, im Hexenwesen, bei den Wunderheilungen aller Art. Aber auch, dass diese Lebenskraft nicht blind ist, wiewohl sie uns im Normalzustand unbewusst bleibt, zeigt sich bei der inneren Selbstschau der Somnambulen, bei ihren Prognosen und Verordnungen, und daraus lässt sich schliessen, dass auch im Normalzustand die *vis medicatrix naturae* keine blinde ist.

Auf Rechnung dieser organisirenden Lebenskraft kommt nun auch das Versehen. Man kann sie dafür nur bewundern, dass sie das ihr gebotene Muster oft so genau copirt, kann sie aber nicht verantwortlich dafür machen, wenn für die Lebensthätigkeit des Kindes dieses Muster überflüssig oder gar schädlich ist. Wenn eine plötzliche Objectsuggestion in's Bewusstsein dringt, so wird eine odische Congestion nach der zu stigmatisirenden Stelle geleitet und das Stigma wird organisch verwirklicht, weil eben das Od der Träger der organisirenden Lebenskraft ist. Dieses Od kann wieder ein materielles Vehikel benützen, sei es die elektrischen Ströme im Organismus oder den Blutumlauf.“

Ich verzichte meinerseits auf jede Kritik der eben citirten Sätze, da ich zwischen denkenden und phantasirenden Forschern einen Unterschied mache.

Will man wirklich die Möglichkeit des Versehens beweisen, so bringe man einwurfsfreie Thatfachen bei, und da sind in erster Linie zielbewusste Experimente am Platze. Ich habe selbst derartige Versuche angestellt, die aber stets negativ ausfielen, doch wäre es wünschenswerth, wenn ähnliche Experimente auch von anderen Forschern ausgeführt würden. Einige meiner Versuche will ich hier in Kürze besprechen.

Ein vor Kurzem verstorbener hier ansässiger Herr von S., der an die Vererbung erworbener Eigenschaften, an Telegonie und Versehen glaubte, stellte mir in liebenswürdigster Weise sein kostbares

Hundematerial zur Verfügung. Ich isolirte gelegentlich zwei weisse Spitzer, ein Männchen und ein Weibchen, die beide von weissen Eltern und Grosseltern abstammten, und liess dann das Männchen schwarz färben und stets schwarz halten. Die beiden Hunde blieben bei Beginn der Hitze der Hündin allein in einem Zwinger. In den Nachbarzwinger wurde obendrein ein ächter schwarzer Spitzer eingesetzt, um der Hündin Gelegenheit zu geben, sich auch noch an dem ächten schwarzen Rüden zu versehen. Es ist nun niemals der Fall eingetreten, dass ein Junges eine Spur von schwarzer Färbung hätte erkennen lassen.

Aehnliche Versuche machte ich mit Kaninchen.

Zwei weisse Kaninchen, die durch Generationen von weissen Ahnen abstammten, wurden in einem Käfig allein gehalten, und der Bock schwarz gefärbt. Die Jungen waren stets weiss. Ein anderes weisses Pärchen, welches ich auf einer Ausstellung kaufte, ohne nähere Angaben der Eltern erhalten zu können, hatten in ihren Würfen ausser weissen Jungen stets einige verschieden gefärbte. Ich erwähne letzteren Fall nur, weil er beweist, wie vorsichtig man bei der Auswahl des Materials, mit welchem man experimentiren will, sein muss.

Während nun zu Gunsten der in Rede stehenden Hypothese gar keine Momente angeführt werden können, sprechen wichtige Beobachtungen direct gegen die Möglichkeit des Versehens. Von besonderer Wichtigkeit ist beispielsweise die bekannte Mittheilung DARWIN's, nach welcher in einem hervorragenden Entbindungshaus in London während vieler Jahre alle eintretenden Schwangeren befragt worden sind, ob sie während ihrer Schwangerschaft durch irgend welche Vorkommnisse besonders erregt worden seien. Die Antwort wurde dann aufgeschrieben. Das Resultat dieser Untersuchung war, dass auch in keinem Fall eine besondere Eigenthümlichkeit oder Abnormität eines neugeborenen Kindes mit der protocollirten Angabe der Mutter eine Aehnlichkeit gezeigt hat.

Wenn das Versehen wirklich möglich wäre, könnte man erwarten, dass es häufig eintreten würde und dann auch einwurfsfrei nachgewiesen werden könnte. Welche Frau kann während ihrer Schwangerschaft überhaupt vor widerwärtigen Anblicken gänzlich bewahrt werden, zumal während dieses Zustandes, in Folge erhöhter Reizbarkeit des Nervensystems, Anblicke und Eindrücke, welche bei ihnen zu anderen Zeiten nicht den geringsten Effect hervorrufen würden, als widerwärtig und unangenehm empfunden werden. Umgekehrt erscheint den Schwangeren bekanntlich mancherlei als an-

genehm und begehrenswerth, was bei ihnen sonst nicht die geringste Begierde erweckt hätte.

Mit Recht wird man nun fragen dürfen, wie kommt es, dass eine so gänzlich unbewiesene und durchaus unhaltbare Hypothese wie die Sage vom Versehen, noch so viele gläubige Anhänger findet?

Mangel an naturwissenschaftlichem Verständniss allein ist es sicher nicht, ich glaube aber, dass eine gewisse Eitelkeit da auch eine grosse Rolle mitspielt. Diese Hypothese ist eben eine bequeme Entschuldigung dafür, wenn bei wohlgestalteten Eltern ein Kind nicht nach Wunsch ausfällt. Da muss sich eben die arme Mutter versehen haben, und das wo und wann wird dann nachträglich leicht gefunden. Ebenso wie aber von schönen Eltern nicht immer schöne Kinder erzeugt werden, so werden glücklicherweise auch in einzelnen Fällen von hässlichen Eltern schöne Kinder geboren; man darf dann wohl an Rückschläge auf frühere Ahnen denken. Wie häufig kommt es vor, dass ein Kind weder mit seinen Geschwistern noch mit seinen Eltern die geringste Aehnlichkeit hat, wohl aber mit einem Verwandten einer Seitenlinie. Besonders instructiv ist bei der Beurtheilung solcher Fälle ein Besuch der Ahnensäle altadeliger Familien; da sieht man häufig, dass ein Sohn absolut keine Aehnlichkeit mit seinen Eltern, wohl aber mit einem Ahn aus alter Zeit erkennen lässt. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat, beiläufig bemerkt, selbst nicht die geringste Aehnlichkeit mit einem seiner Eltern oder Geschwistern, wohl aber mit einem Grossonkel seiner Mutter, wie ein altes Portrait in frappanter Weise erkennen lässt.

Gleichzeitig mit dem Märchen vom Versehen muss die noch viel kühnere Annahme besprochen werden, nach welcher allein schon die aussergewöhnlich erregte Phantasie beider, den Begattungsact vollziehenden Personen, im Stande sein soll, auf die äussere Gestalt sowie die Gesichtszüge, Augen etc. des Embryos bestimmend einzuwirken. So soll beispielsweise das neugeborene Kind auffallende Aehnlichkeit mit einer anderen Frau zeigen können, an welche der Mann während des Begattungsactes gedacht hat oder auch mit einem fernen geliebten Mann, der während dieses Actes die Phantasie der Frau beschäftigte, oder gar mit beiden, gar nicht anwesenden, nur in Gedanken vorhandenen Personen. Dass aber wirklich einmal ein beweisender Fall einer Beeinflussung des Embryos in Folge eines nur in Gedanken begangenen, einfachen oder doppelten Ehebruchs, beigebracht wäre, ist mir nicht bekannt geworden, obschon derartige Fälle von nur in Gedanken begangener Untreue bei Zeugenden nicht

allzu selten sein dürften. Es wird da stets auf das von Göthe in seinen Wahlverwandtschaften erzählte Beispiel hingewiesen, wonach Charlotten's Kind die Gesichtszüge des Hauptmanns und gleichzeitig die Augen Ottilien's gehabt habe. Die Anhänger der Hypothese vom Versehen werden da vielleicht sagen, dass sich Charlotte nicht nur an dem im Stillen geliebten Hauptmann, sondern auch noch an der verhassten Ottilie versehen habe. Es wird aber vergessen, dass es sich nur um einen Roman, nicht aber um eine Thatsache handelt, und trotz des grossen Verständnisses, welches Göthe für naturwissenschaftliche Fragen gezeigt hat, hat sich der grosse Dichter doch auch in manchen naturwissenschaftlichen Fragen gründlich geirrt. Wenn nun auch wirklich Göthe an eine derartige Möglichkeit gedacht hat, wie er es in den Wahlverwandtschaften geschrieben hat, so brauchen die Leser doch nicht gleich eine Dichtung zu einer Thatsache umzuwandeln. Denkende Naturforscher haben überhaupt nicht die Gewohnheit, ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse aus Romanen oder aus dem alten Testamente zu beziehen (vgl. den oben erwähnten Fall Jacob's).

II. Ueber Telegonie (Fernzeugung).

In einem früheren, bereits oben citirten Aufsätze (Ein Fall von scheinbar bewiesener Telegonie, Biol. Centralbl. 1895, Bd. XV No. 8) habe ich meine Ansicht über die Hypothese der Telegonie eingehend besprochen, und ich habe keinen Grund, an meiner damals vertretenen Ansicht das Geringste zu ändern. Ich verweise daher auf diese Schrift. Was den von mir beschriebenen Fall von „scheinbar“ bewiesener Telegonie bei einer Katzenfamilie betrifft, so kann ich meinen früheren Beobachtungen nichts Neues hinzufügen, da einerseits die empirischen Befunde stets dieselben blieben, und andererseits im vorigen Jahre die Besitzer der Katzenfamilie zu meinem grössten Bedauern Deutschland aus politischen Gründen verlassen haben.

Seither habe ich, und auf meine Veranlassung hin auch einige Bekannte, eine Reihe von Experimenten über die Möglichkeit der Telegonie angestellt, die trotz ihrer negativen Resultate doch wohl einige Beachtung verdienen dürften. Negative Resultate haben allerdings gar keine Beweiskraft, mir scheint es aber Sache der Anhänger der Lehre der Telegonie zu sein, endlich einmal ihrerseits positives und beweisendes Material zur Stütze ihrer Auffassung beizubringen. Bis jetzt sind mir derartige Fälle nicht bekannt geworden. Die von mir und meinen Bekannten ausgeführten Ex-

perimente wurden hauptsächlich bei Hunden angestellt, die in gut geschlossenen Zwingern gehalten wurden. Einige dieser Versuche will ich in Kürze besprechen.

Eine rassereine Foxterrierhündin wurde durch einen Rattenfängerrüden, eine andere durch einen Spitzer gedeckt. Beide Hündinnen, die zum ersten Male Junge warfen, haben lediglich unbrauchbare Bastardhunde geboren. In späteren Würfen hatten dieselben Weibchen, von rassereinen Foxterriersrüden gedeckt, stets nur edle Nachkommen. Die erste Hündin hatte in ihrem ersten Wurf nicht weniger als acht, die zweite nur drei Junge.

Eine andere Foxterrierhündin wurde durch einen unglücklichen Zufall bei ihrer ersten Hitze von ihrem eigenen Bruder gedeckt. Das junge Weibchen war rechtzeitig in eine Sattelkammer eingesperrt worden, da alle Zwinger besetzt waren; trotzdem kam ihr Bruder zu ihr, indem er durch ein hohes geschlossenes Fenster durchsprang. Der Bruder wurde stark blutend neben seiner Schwester aufgefunden. Die Jungen des Wurfes kamen grösstentheils todt zur Welt, die übrigen gingen bald nach der Geburt ein. Beiläufig will ich hier bemerken, dass in der Familie dieser Foxterriers seit langer Zeit Inzucht getrieben wurde. Wie ich nachträglich feststellen konnte, hatten zwei Züchter dieser Foxterriers Exemplare derselben Familie kommen lassen und die Nachkommen verkauft. Wer von dem einen Züchter eine Hündin hatte, liess sie von einem Rüden des anderen Züchters decken; andere echte Foxterriers standen damals in meiner Heimath nicht zur Verfügung.

Ein anderer Versuch wurde in folgender Weise angestellt.

Eine kurzhaarige deutsche Hühnerhündin liess ich zum ersten Male durch einen Schäferhund decken. Der Wurf fiel sehr traurig aus. Die Bastarde waren völlig unbrauchbar. Dieselbe Hündin hatte später, als sie immer nur von rassereinen Rüden gedeckt wurde, stets gute Nachkommen.

Zwei andere Versuche waren unfreiwillige.

Eine Wolfspitzhündin, die wegen ihrer Bissigkeit täglich nur für wenige Minuten aus dem Zwinger gelassen werden durfte, wurde unglücklicher Weise von ihrem eigenen Sohne gedeckt. Letzterer war an einen Schullehrer verschenkt worden, kam aber immer wieder zurück, und benutzte eine günstige Gelegenheit, als seine Mutter aus dem Zwinger herausgelassen wurde. Der Wurf ergab tadellose Junge. In der betreffenden Familie war, soviel ich weiss, früher nie Inzucht getrieben worden. Eine Tochter dieser Hündin, welche

abgegeben wurde, liess sich bei ihrer ersten Hitze von rassellosen Hunden decken und so fiel denn auch der Wurf dementsprechend aus. Späterhin hatte diese Hündin, von rassereinen Hunden gedeckt, durchaus edle Junge.

Eine junge Dachshündin, die bei ihrer ersten Hitze allein im Zwinger gehalten wurde, um nicht gedeckt zu werden, grub sich unter dem Zwinger durch und hatte mit mehreren Rüden der Nachbarschaft Freundschaft geschlossen. Ein Wurf rasselooser Junge war die Folge. Später von rassereinen Dachshunden gedeckt, hatte sie immer gute Nachkommen.

Aehnliche Versuche, wie ich sie angestellt habe, wurden auf meinen Wunsch auch von verschiedenen Bekannten ausgeführt. Nur mit Mühe brachte ich die Herrn dazu, eine edle Hündin zu „opfern“. Das Resultat war aber stets das gleiche wie bei meinen Hunden. Mutterhunde, zuerst unrein belegt, hatten schlechte Bastarde, später rein gedeckt, brachten sie in allen Würfen stets rassereine Hunde zur Welt. Die Einwirkung der ersten Befruchtung konnte in keinem Falle auch nur andeutungsweise gefunden werden.

Dass übrigens auch in vielen Würfen edler Hündinnen, die von rassereinen und prämiirten Rüden gedeckt wurden, hin und wieder schlechte und durchaus unbrauchbare Hunde vorkommen, habe ich aus eigener Anschauung leider mehrfach erfahren müssen, und wird man da wohl mit Recht auf Rückschläge auf weniger gute Ahnen schliessen dürfen. Bei Hühnerhunden kommt dergleichen recht häufig vor. Ich hatte selbst einmal in einem Wurf einer edlen Hühnerhündin, die von prämiirten Eltern stammte, zwei vorzügliche, sehr kräftige Rüden und eine auffallend kleine aber selten schöne Hündin. Die Rüden wurden vorzügliche Jagdhunde, die kleine Schwester war aber ausserordentlich furchtsam und lief jedesmal nach dem ersten Schusse nach Hause. Ich schenkte die Hündin einer Dame, die über die Anhänglichkeit und Sauberkeit des Thieres sehr erfreut war. Die Hündin wurde später durch einen vorzüglichen Rüden gedeckt und hatte einen Wurf tadelloser und jagdlich ungemein veranlagter Welpen, die gross und kräftig waren wie ihr Vater.

Als ich nun die Resultate meiner Betrachtungen über das Versehen und die Telegonie publiciren wollte, las ich einen interessanten Aufsatz von cand. med. FR. ENGELMANN, „Die Coinfoetation, deren Wesen und Consequenzen“. Wenn nun auch diese Abhandlung in keiner wissenschaftlichen Zeitschrift (St. Hubertus Jagdzeitung 1897)

erschienen ist, so glaube ich doch auf einige wichtige Angaben dieser Schrift hinweisen zu dürfen. Auf jeden Fall wäre es wünschenswerth, Versuche wie sie genannter Autor angestellt hat, zu wiederholen. ENGELMANN glaubt auf Grund seiner Beobachtungen feststellen zu können, dass bei Hunden (und anderen Säugern) die Jungen eines Wurfes nicht von demselben Vater herzustammen brauchen, und dass eine bereits erfolgreich gedeckte Hündin in den weiteren Tagen ihrer Hitze auch noch von anderen Rüden erfolgreich gedeckt werden kann. Die Geschwister desselben Wurfes könnten demnach von derselben Mutter, aber von verschiedenen Vätern herkommen. Wenn dem so ist, so könnte der Besitzer einer Jagdhündin, wie der Autor selbst hervorhebt, seine Hündin bei Beginn der Hitze durch verschiedene erstklassige Rüden belegen lassen und die Jungen, die von verschiedenen Vätern herkommen, erfolgreich, je nach den ererbten Qualitäten unter einander kreuzen. Die Frage hat offenbar eine praktische Bedeutung und verdient sorgfältig geprüft zu werden.

Die wichtigsten Beobachtungen von FR. ENGELMANN sind folgende: Eine dem Autor gehörige rassereine, braune Dachshündin wurde am 5. Tage ihrer Hitze von einem ganz hochbeinigen, krummruthigen, kurzhaarigen und schwarzen Fixteckel gedeckt; derselbe hatte eine ganz leichte Figur. Am nächsten Tage deckte sie ein ganz ungeschickt schwerer, rother, kurzhaariger Teckel mit weissem Vorhemdchen. Die Hündin hatte kein weisses Haar. Das Resultat der Coinfestation durch diese beiden grundverschiedenen Teckelrüden war ein Wurf von zwei rothen und zwei schwarzen Jungen (Welpen). Je ein rother und ein schwarzer wurden beseitigt. Die beiden anderen wurden vollkommen die Ebenbilder ihrer grundverschiedenen Väter. Der Schwarze wurde äusserst leicht, krummruthig, hochläufig und kurzhaarig, auch in seinem Temperament ganz so lebhaft wie sein Vater. Der rothe wurde schwer, kurzhaarig und hatte ein weisses Vorhemdchen wie sein Vater, dem er auch in seinem Wesen glich. Die oben erwähnte langhaarige, braune Dachshündin, welche von den zwei kurzhaarigen Teckelfixen den gemischten ganz kurzhaarigen Wurf brachte, ist seitdem zweimal rein belegt worden und zwar von zwei prämiirten langhaarigen Rüden. Sämmtliche Welpen waren völlig rasserein und langhaarig. Sie waren entweder schwarz wie die Väter oder braun wie die Mutter. Der Verfasser besass ferner eine Dachshündin, die sich aus dem Stalle grub und von überaus schlechten Rüden der Nach-

barschaft belegt wurde. Der Wurf fiel sehr schlecht aus. Später hat die Hündin, rein belegt, tadellose Würfe gebracht, nicht einmal eine Andeutung des früheren Vergehens war bemerkbar.

Diese Beobachtungen, die mit meinen eigenen durchaus übereinstimmen, sprechen sicherlich nicht zu Gunsten der Hypothese der Telegonie. Ein Fall, wo eine Hündin durch drei Rüden mit Erfolg gedeckt wurde, wird gleichfalls von ENGELMANN angeführt.

Eine schwarze, kurzhaarige Dachshündin wurde zu Anfang ihrer ersten Hitze von einem gleichartigen Rüden, zwei Tage später von einem korrekt gebauten hasengrauen Mopse und wieder zwei Tage später von einem kleinen weissen Spitzer gedeckt. Der Wurf brachte zwei schwarze fehlerlose Teckel, einen grauen Mops, der später Ringelruthe, Apfelkopf und Teckelläufe bekam, dann noch zwei Rüden, die nahezu ganz weiss waren, und auf welche offenbar der Spitzer die Vaterschaft beanspruchen durfte.

So überzeugend und interessant der letzte Fall nun auch sein mag, so könnte man auch daran denken, ob nicht auch ein Rückschlag auf die Voreltern mit im Spiele ist.

Des Weiteren erzählt ENGELMANN noch einen von ihm selbst nicht beobachteten Fall, wonach ein ungenannter Lieutenant eine Foxterrierhündin, die bereits seit acht Tagen, zu Beginn ihrer Hitze, von einem erwählten Gemahl gedeckt worden war und dann noch von einem Mops belegt wurde, einen Wurf von drei Foxterriers und zwei Mopsen gehabt habe.

Aber nicht genug damit, in dem nächsten Wurfe, nachdem die Hündin rein gedeckt war, soll sich auch wieder ein Junges mit einem Mopskopf befunden haben. Mit Recht bemerkt hierzu ENGELMANN: „Was könne man von einem Puppy unter Mopskopf verstehen? Es ist zwar nicht angegeben, aber ich bin fest überzeugt davon, dass der Kopf keine Mopsfarbe, sondern Foxterrierzeichnung hatte; nur die dicke vielleicht ungeschickte, stumpfe Form des Kopfes erinnerte an den Mops. Aber welchem langjährigen Züchter der spitzschnauzigen Teckel wäre es noch nicht widerfahren, dass er in einem Wurfe, dessen Eltern nachweislich vorzüglichen Stammes waren, einmal einen Welpen gehabt hätte, dessen Kopfform moppelig war.“

Wer weiss, wie das Thierchen später ausgesehen hätte! Welche gewaltigen Veränderungen Hunde von ihrer Geburt bis zur Geschlechtsreife durchmachen, sowohl was die Schädelform wie den Gesamthabitus betrifft, habe ich häufig genug selbst beobachten können.

Ein Freund liess sich beispielsweise einen jungen Leonberger, der nachweislich von vorzüglichen Eltern stammte, kommen, und wir waren alle bei dem Anblick des jungen Hundes geradezu entsetzt. Zur Zeit ist der Hund 1¹/₄ Jahr alt und von tadelloser Schönheit. Was übrigens neugeborene Foxterriers betrifft, so habe ich deren eine grosse Zahl aus eigener Anschauung kennen gelernt und ich muss gestehen, dass die neugeborenen Jungen mit ihren Eltern durchgängig sehr wenig Aehnlichkeit verriethen. Die Köpfe sind fast immer mopsartig, später dagegen gleichen die Jungen ihren Eltern, ganz abgesehen von der Färbung, in geradezu frappanter Weise.

ENGELMANN ist auf Grund seiner empirischen Studien zu dem Resultate gekommen, dass eine Hündin an jedem Tage ihrer Hitzeperiode von einer grösseren Anzahl verschiedenartiger Rüden erfolgreich gedeckt werden kann, sodass bei einem Wurf ebensoviele Väter wie Junge vertreten sein können. Wird eine rassereine Hündin von einem rassereinen Rüden und einem Bastard gedeckt, so können sich im Wurf rassereine Hunde und Bastarde befinden. Genannter Autor ist der festen Ueberzeugung, dass eine rassereine Hündin, von einem Bastarde gedeckt, ihre Zuchtqualitäten absolut nicht einbüsst, also eine Telegonie nicht stattfindet.

Es liegt jetzt die Frage nahe, wie kann man sich eventuell das Vorkommen von Telegonie erklären?

Die Möglichkeit von Telegonie scheint mir nur dann vorhanden zu sein, wenn nachgewiesen werden könnte, dass das Sperma des ersten Gatten in den Geschlechtsorganen des Weibchens für längere Zeit lebens- und befruchtungsfähig bleibt. Soviel mir bekannt ist, findet dergleichen bei Säugern nur bei Fledermäusen statt, bei denen die Begattung im Herbst, die Befruchtung der Eier aber erst im Frühjahr erfolgt. Eine andere Möglichkeit ist die, dass das Sperma des ersten Gatten in die unreifen Eier des Weibchens eindringt und dort befruchtungsfähig bleibt bis die Eier reif geworden sind. Auf sorgfältig ausgeführten Schnittserien würde man aber in beiden Fällen ohne viele Mühe das Vorhandensein von Spermatozoen in den unreifen Eiern nachweisen können, das ist aber bis jetzt nicht geschehen. Es müssten dann aber auch Weibchen, die nur einmal erfolgreich befruchtet worden sind und schon während ihrer Schwangerschaft isolirt gehalten wurden, nachher ohne neue Begattung schwanger werden können. Ich selbst habe wiederholentlich trächtige Mäuse, die bekanntlich gleich nach dem Ablegen der Jungen wieder auf's

Neue befruchtet werden können, isolirt gehalten, aber niemals haben diese Weibchen wieder ohne Gesellschaft eines Gatten Junge bekommen.

Warten wir daher erst unanfechtbare Beweise von Telegonie ab, ehe wir dieselbe als Thatsache anerkennen.

Vielleicht wird der vorstehende Aufsatz manchen Leser bei der Beurtheilung von Fällen von angeblich bewiesenem Versehen oder von Telegonie zur Vorsicht mahnen; dann ist der Zweck meiner Schrift erfüllt. Ich selbst zweifle übrigens keinen Augenblick daran, dass das Märchen vom Versehen und die durchaus unbewiesene Hypothese der Telegonie noch lange im grossen Publikum weiter bestehen werden, ebenso wie sich so viele abergläubische Ideen¹ auch

¹ Ein typisches Beispiel von Aberglauben finde ich eben in einer neuen Nummer der Strassburger Post unter den vermischten Nachrichten abgedruckt und ich lasse den Artikel wörtlich folgen:

Baden-Baden, 8. März. Das Februarheft der Zeitschrift „Die übersinnliche Welt, Mittheilungen aus dem Gebiete des Occultismus, herausgegeben und redigirt von Max Rahn“ (Berlin, Eberswalderstrasse 16, Portal I) enthält unter der Ueberschrift *Anmeldung und Fernwirkung Sterbender* folgende Veröffentlichung: „Am 11. November 1897, Abends 10 Uhr, starb zu Baden-Baden Regierungsrath Wilhelm Kratt, seit 1871 Vorstand des dortigen Bahnamts und seit 1892 ein eifriger Anhänger des Frhrn. Dr. Karl du Prel, dessen „Philosophie der Mystik“ seine letzte Lectüre war. Vor dreiviertel Jahren etwa hatte er einen Schrank, ein Familienerbstück noch von seinen Grosseitern her, an den „Hirsch“-Wirth und Müller Nasall in Sandweier, einem Dorfe in der Rheinebene, zwei Stunden von Baden entfernt, verkauft. Das alte Möbel hatte weder in Baden noch in Sandweier je gekracht. In der Nacht aber, in der mein guter Vater starb, ertönte aus demselben ein so lauter (unaufgeklärt gebliebener) Knall, dass Nasall und Frau erschreckt in die Höhe fuhren. Schreiner Westermann in Balg bei Baden hat diese Thatsache aus dem Munde der Betheiligten vernommen. Erwähnenswerth scheint mir noch, dass jener Schrank Jahre lang nur Werthsachen enthalten hatte und grade letztwillige Vermögenssorgen meinen Vater in den letzten Tagen sehr beschäftigt hatten. Frau Lina Vogel-Hartwig (Gärtnerei Vogel, Leopoldstrasse, Baden-Baden) erzählte mir heute mit Erlaubniss zur Bekanntmachung folgende Thatsachen. Ich lasse sie selber reden: 1. Im Jahre 1858 starb auf seinem Gute bei Baden-Baden mein guter Vater. In derselben Minute, Abends 10 Uhr, blieb seine an der Wand über dem Sterbebett hängende, gut aufgezogene Taschenuhr stehen. Der evangelische Pfarrer Stolz erzählte uns, er habe schon vier solcher Fälle erlebt. 2. Als meine Tante starb, fühlte ich, ihr ferne, im Bett liegend, in derselben Minute eine unsichtbare Hand mich berühren. 3. Mein Onkel, Gärtner Menning in Karlsruhe (wo jetzt das „Hotel Germania“ steht), starb, ohne dass ich eine Ahnung haben konnte. Ich lag damals krank zu Bett. Nachmittags 4¹/₂ Uhr brach plötzlich ohne jede Berührung ein Trinkglas in meinem Zimmer mitten ent-

in den besten Kreisen der Gesellschaft mit grosser Hartnäckigkeit erhalten haben. Schriften wie die von Dr. K. DU PREL richten leider nicht nur bei der kritiklosen Menge, sondern auch bei den gebildeten Laien grossen Schaden an. Der Reiz des „Uebernatürlichen“ wirkt nun einmal zu bestechend.

Zoologisches Institut der Universität Freiburg.
März 1898.

zwei. Später erfuhr ich, dass mein Onkel in derselben Minute gestorben war. Charakter und Stellung der Erzählerin bürgen für die absolute Richtigkeit dieser Erzählung. Dr. Gottfried Kratt, Professor am Progymnasium in Durlach.“

Ein nicht minder interessantes Beispiel von Aberglauben ist in den Münchener Neuesten Nachrichten zu lesen.

Am Ende des 19. Jahrhunderts. In einem in Berlin herausgegebenen katholischen Blatte (Erscheinungszeit Ende des 19. Jahrhunderts, Sonntag, 13. März) wird erzählt, dass am 19. Februar, Vormittags halb 12 Uhr, ein katholischer Knabe vor einem schweren, mit Möbeln und Stroh beladenen Wagen hinfiel. Ein Rad des schweren Wagens ging ihm über beide Schenkel. „Die Aufregung der Kinder und übrigen Personen, welche Zeugen des Unglückes waren, kann man sich“, so heisst es weiter, „leicht vorstellen“. „Sofort eilten Alle herbei, um den Knaben, welchen sie zermalmt glaubten, aufzuheben. Aber bevor sie ihn erreicht hatten, war er schon wieder auf den Füssen. Alle seine kleinen Gefährten riefen bebend vor Schrecken: „Er stirbt, er stirbt!“ Der Knabe lief zu seiner Mutter, ihr seinen Fall erzählend. Ein herzugerufener Arzt konnte nur bestätigen, dass das Kind keinerlei Verletzungen erlitten hatte; nur eine etwas dunklere Stelle der Haut zeigte die Spuren des Rades“. (Wörtlich!) Wie ist das möglich? Nun sehr einfach! Der Knabe, der ein Bild des heiligen Joseph in der Tasche hatte, als der schwere Wagen über ihn hinging, erzählte, er habe dabei den Namen Josephs ausgestossen und an ihn gedacht, und so habe er „nichts davon gemerkt, dass eine schwere Last auf ihn gedrückt habe“. (Wörtlich!) Es wird nicht vergessen, hinzuzufügen, dass die Mutter, obwohl sie arm ist, fleissig für den heiligen Joseph kleine Geschenke opfert. — Wir geben, bemerkt dazu die „Volksztg.“, das Geschichtchen ohne Commentar wieder, betonen nur nochmals, dass es gedruckt zu lesen steht in einem in Berlin im Jahre 1898 gedruckten, für deutsche Leser bestimmten Blatte.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Berichte der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg im Breisgau](#)

Jahr/Year: 1898

Band/Volume: [10](#)

Autor(en)/Author(s): Rath Otto von

Artikel/Article: [Bemerkungen über das Versehen und die Telegonie. 333-359](#)